Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 6 (1928-1929)

Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER
STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

VI. JAHRGANG, Heft 2 - Juni 1928
Preis der Einzelnummer Fr. —.80. Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans W. Schlatter, iur., Emanuel Bangerter, phil. I, } Zimmer 2, Universität Zürich.
VERLAG: Dr. H. Girsberger & Cie., Kirchgasse 17, Zürich.

HEINRICH FEDERER.

Das Leben war für Federer eine Aufgabe, und zwar eine Aufgabe, die von vielen andern als unlösbar und unmöglich auf die Seite geschoben worden wäre. Daß er die für ihn denkbar ungünstigen äußern, speziell physischen Lebensbedingungen in solchem Maße überwunden hat und sich zu einer solchen Höhe des menschlichen Verstehens, des Ueber-der-Sache-Seins hinaufarbeiten konnte, bedeutet, daß Federer nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein großer Mensch gewesen sein muß.

Federer, 1860 geboren und in der Umgegend von Sarnen aufgewachsen, hatte die priesterlichen Weihen empfangen und war 10 Jahre lang ausübender katholischer Geistlicher. Das war seine größte Freude, und es war auch der schwerste Schlag für ihn, als er aus Gesundheitsrücksichten — er litt sein ganzes Leben lang an Asthma — diesen Beruf aufgeben mußte. Er wollte zu den Menschen sprechen, er wollte ihnen erzählen von der Schönheit des Lebens, er wollte ihnen, wie der heilige Franz von Assisi dem sterbenden Innocenz dem Großen, die Einfachheit der Seele als das einzig Erstrebenswerte hinstellen. Aber das sollte ihm nicht vergönnt sein. So griff er denn zur Feder; aber nicht aus dem Grunde, wie der Pfarrer Albert Bitzius, der seine Kanzel zu eng und seine Kirche zu klein fand, und der mit seinen Worten in noch größere Schichten des Volkes eindringen wollte, sondern weil Federer nicht imstande war, mit seiner eigenen, gütigen Stimme zu den Menschen zu sprechen. So durchzieht sein Leben ein leiser Hauch von Tragik.

Daß dies nun nicht zu Verbitterung und Resignation führte, ist einzig und allein einem Charakterzug Federers zuzuschreiben, der sein Leben wie ein roter Faden durchzieht, seiner menschlichen Güte. Er

mußte vielem entsagen und vieles entbehren — konnte er doch schon als Knabe, wie er selbst erzählte, nicht mit den anderen Jungen herumtollen und herumrennen, sondern ihnen nur am Fenster sitzend zusehen —, so suchte er doch allem die beste Seite abzugewinnen, sich am Kleinen zu freuen. Bei seinen Dichtungen, gerade bei seinem Erstlingswerk, den „Lachweiler Geschichten", klingt immer ein leiser Humor durch; aber eben nicht ein Humor, wie zum Beispiel in den Caprichos von Alfred Kerr, der skeptisch beißend und ätzend wirkt — sprachlich dürfte er ja gar nicht als Humor bezeichnet werden — und deutlich zeigt, daß der Mensch das Problem, über das er sich äußert, noch nicht gelöst hat, die Sache, über die er sich auslässt, noch nicht überwunden hat. Es ist der Humor eines Georg Busch, ein Humor, der über der Sache steht, der sie a posteriori kennt und dem deshalb auch das moralische Recht zugesprochen werden kann, über menschliche Schwächen zu lächeln, milde zu lächeln.

Ein Faktor, der Federer auch immer zu schaffen machte, waren seine dramatischen Versuche. Er hatte „seine Seele drangehängt" — wie er selbst sagte —, einmal der Schöpfer eines dramatischen Werkes zu sein. Und doch wollte es ihm nicht glücken.

Etwas vom besten sind wohl seine „Lachweiler Geschichten", vor allem die ergreifende Erzählung: „Vater und Sohn im Examen", auch mit Franz von Assisi gab sich Federer ziemlich intensiv ab, davon sprechen „Das letzte Stündlein des Papstes", sowie der Text zu dem Buche „Der heilige Franciscus von Assisi" mit den Bildern von Kunz. Das Meisterwerk seines epischen Könnens ist aber zweifellos der Roman „Papst und Kaiser im Dorfe". Auf Weihnachten 1927 kam das letzte Werk von ihm heraus, „Am Fenster", dessen Kapitel „Mutter und Vater" seinen Jugenderinnerungen, dem Voralpenland Obwalden gelten. Das Werk ist so tief und ernst, daß man annehmen kann, Federer sei sich seiner letzten Arbeit bewußt gewesen. Er schreibt in seiner Widmung: „Du weißt am besten, daß in diesem Buche nur wahrhaft Geschehenes in seinen rücksichtslosen Farben und ohne Selbstschonung erzählt wird. Selbst bis zum genauen Ort und Namen hielt ich mich an die Tatsachen. Nur drei, vier Gestalten und Schauplätzen habe ich eine Maske übers Gesicht geworfen. Die Hauptpersonen ruhen alle im Grab. Ehre, Friede und Seligkeit ihnen!" — Ehre, Friede und Seligkeit auch ihm! —

Walter Wilhelm.

UEBER MARTIN BUBER. *)

I.

In den Chassidischen Büchern, die einen wahrhaften Schatz an köstlicher Lebensweisheit enthalten und die an tiefer Menschenkenntnis beglückend reich sind, findet sich folgende kleine Erzählung. Der Rabbi Bär, ein Gelehrter von erlesenem Scharfsinn kommt zu Baalschem und legt ihm die Deutung einer Kabbalastelle vor. Baalschem sieht die Unmenge von Gelehrsamkeit und den umfassenden Aufwand an Wissen und spricht zum Rabbi Bär: „Die Deutung, die du sagtest, ist richtig. Aber du hast kein Wissen, denn dein Wissen hat keine Seele."

Das ist ein Beispiel für Viele.

II.

Buber hat aber nicht nur das große Verdienst, alle die Schriften der jüdischen Mystik, die sich im Chassidismus niederschlugen, gesammelt zu haben, er ist vielmehr selbst schriftstellerisch tätig. Wohl sein wichtigstes Buch ist: Ich und Du. Es führt unmittelbar zu den zentralen Fragen Bubers und ist zu seiner Kenntnis unumgänglich notwendig.

Es gibt zwei Grundeinstellungen des Menschen zu der Welt und zu den Dingen. Durch zwei Grundworte, die Wortpaare sind, werden sie ausgesagt: das heilige Grundwort der Beziehung: Ich — Du und das Grundwort des Erfahrens: Ich — Es. Das „Es" kann Mensch und Ding sein. Wenn ein Ding oder ein Mensch für uns nur Mittel ist, nur unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit für unsere eigenen Lebensnotwendigkeiten bewertet wird, so wird es zum Es. Wer dagegen Ich — Du sagt, hat Anteil an der Fülle der Wirklichkeit, nimmt Anteil am Leben des Anderen.

Der Mensch, der Person ist, fühlt sich angesprochen von einem Du. Mit seinem Leben gibt er Antwort. Und auch er seinerseits spricht an und empfängt Antwort. Drei sind die Sphären, aus denen der Mensch angesprochen wird: Im Leben mit der Natur, worin die Beziehung nicht Sprache werden kann. Im Leben mit den Menschen, worin sie Sprache wird. Und im Leben mit den geistigen Wesenheiten, worin sie sprachlos, aber Sprache schöpfend ist. Die Beziehungslinien zum Du in jeder dieser drei Sphären schneiden sich im ewigen Du, in Gott. Auch von

*) Martin Buber spricht am 18. Juni 1928 als Gast der Studentenschaft der Universität.

ihm her wird der Mensch angesprochen, muß ihm Antwort geben. Auch ihn redet er an und empfängt von ihm Antwort. Aber es gibt keine Beziehung zum ewigen Du ohne Beziehung zu den drei Sphären der Wirklichkeit. Gott spricht das Ich nicht an, es sei denn durch eine der drei Sphären, d. i. durch die Welt. Und wir können ihm keine Antwort geben, es sei denn durch eine Tat in dieser Welt, jetzt und hier, durch unser Leben. Es heißt also unser Weg nicht: Weg von der Welt und zu Gott. Sondern: Hinein in die Welt und durch sie zu Gott. In allen ist Gott dem Menschen ganz nahe. Und doch ist er auch der ganz Andere, der hoch über aller Schöpfung Thronende. Nicht wenn man in der Welt bleibt, findet man Gott. Nicht wenn man aus der Welt geht, findet man Gott. Wenn man zu allem Sein mit seinem ganzen Wesen Du sagt, findet man Gott, den man nicht suchen kann. Aber nicht nur wir müssen Gott haben, nicht nur wir können ohne ihn nicht leben: Auch er braucht uns, kann ohne uns nicht sein. Wozu gäbe es denn sonst die Welt, wozu den Menschen, dich und mich? Die Welt ist nicht Gottes Spiel, sie ist Gottes Schicksal. Darum gibt es keinen Gottesdienst, es sei denn das Leben: die rechte Tat jetzt und hier.

III.

Die Botschaft Martin Bubers ist Antwort auf die Not unserer Zeit. Sie kann Heilung werden der Krankheit unseres Lebens. Das aber ist die Not unserer Zeit, die Krankheit unseres Lebens: Wir sind abgefallen von dem heiligen Grundwort der Beziehung. Wir sind herausgefallen aus der Wirklichkeit und leben im Unwirklichen. Die Natur: Wir haben sie uns untertan gemacht, sie dient unseren menschlichen Zwecken; aber sie ist uns ein Ding geworden, ist tot für uns. Wir haben unsere Seele verloren. Der Mensch: Er ist zu einem Sklaven geworden, eigener und fremder Zwecke, Jeder ist Jedes Feind und nur gleiche Interessen mögen Menschen noch verbinden. Wir haben die Gemeinschaft verloren. Und die Welt des Geistes: Sie schweigt uns. Dichtkunst, Malerei und Musik, sie sind des göttlichen Funkens bar. Wir haben eine Menge Wissen, aber unser Wissen entbehrt der Seele. Und Gott: Auch ihn haben wir zum Ding gemacht. Wir haben ihn eingeschlosen in Tempel, fern von der Welt. Dort beten wir ihn an, aber unser Rufen bleibt ohne Antwort. Zu einem Ding ist uns Gott geworden, unter andern Dingen; zu einem Gesprächsstoff unter andern Gesprächsstoffen. Theologengeschwätz macht sich über ihn breit. Einen

strafenden Gott verkünden die einen; den liebenden Gott die andern. Aber Gott ist uns tot. Unserer Frage verschweigt er die Antwort.

Nur eine gänzliche Umkehr kann uns noch retten, sonst sind wir verloren. Die Umkehr vom Ding, die Hinwendung, nicht zur Geistlichkeit (von ihr haben wir übergenug), aber zum Geist. „Das Heil kommt uns vom Osten", dies uralte Wort ist wieder Wirklichkeit geworden. Aber nicht Diskussion über den Weg kann uns retten: das ist Es-Gesinnung: Wir müssen den Weg gehen. Wenn die Beziehungen der Menschen zu ihrem wahren Du, die Radien, die von all den Ich-Punkten zur Mitte ausgehen, einen Kreis schaffen, dann sind wir gerettet. Dann gibt es für uns wieder Gott und Gemeinschaft. „Aber nicht die Peripherie, nicht die Gemeinschaft ist das erste, sondern die Radien, die Gemeinsamkeit der Beziehung zur Mitte."

„Das Ereignis aber, dessen Weltseite Umkehr heißt, dessen Gottesseite heißt Erlösung."

Walther Mühlemann.

Bibliographie.

Die wichtigsten Werke Martin Bubers sind erschienen:

Im **Insel-Verlag**, Leipzig:
Ereignisse und Begegnungen. 1925.
Ich und Du. 1923. (Wohl das schönste und tiefste Buch Bubers.)
Daniel, Gespräche von der Verwirklichung. 1922.
Ekstatische Konfessionen. 1923.

Im **Verlag Rütten & Löning**, Frankfurt a. M.:
Das verborgene Licht. 1924.
Wilhelm Michel: Martin Buber. — Sein Gang in die Wirklichkeit. 1926.

Im Verlag **Jakob Hegner** in Hellerau:
Die chassidischen Bücher. 1928.

Im **Verlag Lambert Schneider**, Berlin:
Reden über das Judentum. 1923.
Reden über das Erzieherische. 1926.

*

Die Schrift zu verdeutschen unternommen von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig. Bis jetzt erschienen Band I—VII.

*

Festgabe für Martin Buber zu seinem 50. Geburtstag: Aus unbekannten Schriften. 1928.

DAS JAHR HINDURCH.

Alte Götter, neue Götter,
Und danach ein bischen Spott.
Neue Götter, alte Götter,
Und dann wieder selber Gott.

Oskar Beer.

SOMMERNACHTSFEST . . .

A l'origine de toute fortune il y a des choses à faire frémir . . .

Dies, um anzudeuten, daß unser heuriges, traditionelles Sommernachtsfest nicht ohne weiteres beschlossene Sache war.

Das letztjährige Defizit von nahezu Fr. 700.— schreckte viele pessimistisch angehauchte Gemüter vor neuen Taten (lese Untaten) zurück.

Begreiflich, unser bis auf den letzten Rappen ausbalanciertes Budget erlaubt keine abenteuerlichen Seitensprünge.

Mit Ach und Krach, Müh' und Stöhnen wurde beschlossen: 11 Stimmen für das Fest, 5 dagegen bei 6 Enthaltungen (worunter verschiedene Herren unserer Exekutive!)

Die vorbereitende Kommission unter dem lebenssprühenden Präsidium von Kommilitone Riethmann hatte verschiedene Projekte ausgearbeitet. Wenigstens prunkte der Referent mit einer ganzen Reihe von Möglichkeiten, um sich dann ausführlicher auf zwei Projekte auszulassen. Das eine: Kursaal, das andere: Halbinsel Au.

Studentisches Sommernachtsfest? Gewiß! Also kein Einpferchen in somptueuse Räumlichkeiten. Kein Whisky, Gin, Cocktail, Lemonsquatsch, Barstuhl und einengende Smokingherrlichkeit.

Sondern Mondnacht, Schiffahrt, ländlicher Tanz, Natur, Hecken und Sträucher, Blumen in nächtlichem Schlaf, Schritte auf weichem Wiesengrund und schließlich Heimfahrt mit Vogelgezwitscher. Dazu eine kleine Spazierfahrt mit niedlichem Lampion auf dem See. (Man spricht von Mietgelegenheit kleiner Ruderschiffe.)

Die Kosten sind auf ein Minimum beschränkt. Kein Fest um Deines Geldbeutels, sondern um Deiner eigen willen. Der Eintrittspreis wurde deshalb auf vier Franken, der Fahrpreis auf dem Schiff auf drei Franken festgesetzt. Dabei ist zu bemerken, daß die Verpflegungskosten auf der Au geringere sind, als hier in Zürich. Dort kann man mit dem besten Willen keinen Lemonsquatsch zu drei Franken auftreiben; dafür aber ein waschechtes Zitronenwasser zu einem wesentlich billigeren Preis, was ja summa summarum in substantia ein und dasselbe ist.

Angesichts der betrübenden Tatsache, daß das Einmannsystem, will sagen Junggesellentum, unter uns Studierenden in erschreckendem Ausmaß wütet, wird ein spezieller Dienst zur Unterhaltung dieser Hagestolze eingerichtet. Auch wurde die studentische Arbeitsvermittlungsstelle angehalten, ihre Vermittlungstätigkeit für reuige Sünder auf diesem

Gebiet zu erweitern. Leider konnte sich besagte Stelle dazu nicht entschließen.

Noch eines: benützt den Vorverkauf! Er gibt die Eintrittskarten etwas billiger ab. Zudem erlaubt er der Festkommission, rechtzeitig das in Frage kommende Schiff (Wädenswil oder Helvetia, je nach Beteiligung) zu reservieren.

Vom Wetter wollen wir nichts sagen. Das wird, da wir es ehrend ins Programm aufgenommen haben, prachtvoll. Schl.

NIEDLICHES UNGLÜCK.

Du hast ja neue Strümpfchen
Von Seide zart und fein,
Doch muß da, schau, wie tückisch,
Ein Löchlein drinnen sein!

Du brauchst dich nicht genieren;
Mich freut's, denn grade aus
Dem Löchlein guckt bescheiden . . .
Ein Zehelein heraus.

Oskar Beer.

POLYGAMIE.

Daß Gott, ER, der von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, Ehen schließt, und seine Entschlüsse und Taten mit heiligem Sakrament unverbrüchlich besiegelt, sodaß Frevel an Gott wäre, sich von seinem Ehegemahl zu scheiden: das glauben wir nicht. Daß man verpflichtet sein soll von höherem als menschlichem Gesetz, vom ethischen, nur einmal im Leben zu lieben, daß dieses eine Lieben, das zur Ehe führt, gut ist, jedes andere aber sündhaft: auch das glauben wir nicht. Ja, wir bezweifeln längst, daß Liebeslust ohne Ehe etwas Entehrendes ist. Die Welt ist zu klein geworden und die Zeit seit den Anfangstagen der Menschheit ist zu nahe gerückt, als daß wir die gestrigen Satzungen noch für unverletzlich und letztgültig halten können: Wir reisen nach Indien, oder Indien kommt im Film und Buch zu uns, und wir sehen: dort leben Menschen von großer Vornehmheit und Güte, welche nicht für böse, sondern für gut halten, wenn ein Mann mehr als eine Frau liebt. Auch halten diese Menschen Liebeslust nicht für sündhaft. Wir blicken zurück über die Zeit und erkennen: es gibt keine ewig geltenden Ge-

setze. Die Zeit schuf und zersprengte schon manches Ehegesetz. Die Not wendet die Form. Notwendigkeit schafft und bricht Gesetze. Wir wissen zu viel und haben zu wenig Ueberzeugungen, als daß wir die Worte gut und böse, Recht und Unrecht noch mit unerschütterter Sicherheit zu gebrauchen wüßten. Die Dinge haben langherwirkende Ursachen und zukunftklärende Folgen. Wir verstehen uns selbst. Wir sehen Gott beim Schreiben der Gesetzestafeln über die Schulter, ja, wir führen ihm die Hand, denn er ist wir und wir sind er.

Unheilvoll für uns ist nur, daß wir diesen Gott, der wir selbst sind, mechanisieren. Wir verlangen von ihm (den wir nun Staat oder Gesellschaft nennen) mechanisch exakte Gesetze und wundern uns, daß er die nicht produziert. Etwas ganz anderes ist Not: Wenn wir es schon unternehmen, Gott, die Kraft, zu belauschen, so geziemt uns Hingabe.

Mit anderen Worten: Man spricht von neuen Ehegesetzen, von erleichterter Scheidung, von staatlich sanktionierter Polygamie, aber wichtiger als der Streit um Gesetzesformungen wäre Selbstbesinnung und Selbstklärung. Man tue überlieferte Sentimentalitäten aus sich heraus und taste mit klarem Verstande und verantwortungsbewußtem Gefühl dieser Zeit und ihrer Not nach, und man wird Wege entdecken, die zum „Glück" führen, zu einem Glück, das ohne „Unrecht" ist.

Die ernstzunehmenden Eheromane, die das Leben heute hervorbringt, sind überwiegend folgender Art: Ein junges Mädchen und ein verheirateter Mann lieben einander. Heimlichkeit und Lüge tragen Gift in die Liebe. Eines Tages erfährt die Ehefrau trotz aller Vorsicht der Liebenden, was geschehen ist und noch geschieht und steht vor der Wahl, zu verzichten oder zu kämpfen. Es entbrennt ein entnervender Kampf, in welchem beide Frauen um angebliche Rechte kämpfen. Die eine erwarb ein Recht an den Mann durch Liebe, die andere durch ehemalige Liebe, durch Gewohnheit und jahrelange Hingabe im Dienste der Ehegemeinschaft. Beide empfinden als erbitternde Ungerechtigkeit, verlassen zu werden. Und zwischen beiden Frauen wird der Mann zuweilen zerrieben, wenn er nicht die Kraft zur Brutalität besitzt und die Gerissenheit zur Gesetzesbeugung.

Daß heute häufig junge Mädchen verheiratete Männer lieben, mag zum Teil daran liegen, daß die Männer, die für viele dieser Mädchen bestimmt waren, gefallen sind.*) Wie dem auch sei: diese jungen Men-

*) Dieser Aufsatz stammt aus der Feder einer deutschen Kommilitonin. Red.

schen wollen ihren Teil am Glück, wenigstens ihren vollen Teil am Leben. Wer aber nicht liebt und nie liebte, läuft leer neben dem Leben her. Das Unglück und die Unfruchtbarkeit solcher Leere erdulden nur die Schwächsten. Die Lebenskraft einer normalen Frau stürzt sich ungeachtet aller Sittengesetze dennoch einem Manne entgegen, selbst wenn er nicht „frei" sein sollte. Männer sind meist leicht zu verführen. Ihre Frauen sind müde geworden, die Lust ist entschlafen oder erschöpft oder hat im Alltag an Phantasie und Festlichkeit verloren. Der Mann ist noch nicht „alt" und ist auch nicht mehr jung genug, als daß nicht Jugend mit ihrem süßen Reiz doppelt ihn bezaubern sollte. Das Vertrauen des jungen Geschöpfes: Zeige mir die Welt! Laß mich Liebe erleben! Du bist erfahren, nimm und halte mich! Dieses Vertrauen fordert seine volle Kraft heraus. Noch einmal leben! Noch einmal lieben! Vielleicht zum letztenmal! Diese Formel spornt zu überstürzter Hingabe und fördert den Rausch.

Was soll nun angesichts solcher Situationen geschehen? Wir sind nicht mehr naiv genug, um einfach unseren schmutzigen Zeigefinger auszustrecken und auf „Schuld" zu weisen, wenn das Leben ringsum Wunden schlägt und Krämpfe verursacht. Auch hindert solches Urteilen die Schmerzen der Leidenden nicht, noch hilft es dem Leben zu seinem Recht. Modern gesinnte Leute sagen nun: Man muß die Scheidung erleichtern. Das muß man allerdings höchstwahrscheinlich über kurz oder lang tun. Aber es ist nicht das Einzige, was gefordert wird! Das Gesetz ist kein Zauberer! Seelenleid wird nicht gemildert, weil man es gesetzlich gestattet! Sich scheiden lassen! Wie leicht gesagt! Aber wie bitter ist Scheidung! Wie namenlos ungerecht für die Verlassene! Wie unorganisch selbst für den, der sie verläßt! Denn eine Ehe, ist sie gleich nicht von Gott geschlossen, ist doch viel mehr als ein Handschlag, ja, mehr als ein Knoten. Sie ist eine Verwachsung. Dieser Mann und diese Frau, die sich scheiden lassen, haben ihre Jugend miteinander durchlebt, sie haben einander zur Liebe erweckt. Sie haben zusammen den Krieg überstanden. An diese Frau schrieb der Mann, an diese Frau dachte er in Todesnähe; diese Frau, in gleicher Todesnähe, gebar Kinder, die sie von ihm empfing und ihm anvertraute. Sie sind vielleicht reich geworden und wieder arm. Und wenn dem Manne ein Werk gelang, so war doch die Frau es, die ihm das Haus bestellte, während er schuf. Sie hielten sich an der Hand, wenn ein Kind fieberte, und ihre Tränen mischten sich zusammen, wenn es starb. Sie haben

eines die Redeweise des anderen übernommen, ohne es zu wissen, ja sie sind einander sogar im Gesicht ähnlich geworden. Und das alles sollte sein, als wäre es nie gewesen? Diese Menschen sollen „sich scheiden" lassen?"

Und nun die andere Frau. Die Lebenskraft gebot ihr, wie jeder Frau, zu lieben. Und sie liebte. Sie bescheerte dem Manne hinreißende Glückstunden, die er nicht mehr zu erhoffen gewagt hatte, die wie unerwartete Geschenke von höchster Kostbarkeit wiegen. Sein Leben, um ein neues Zentrum gerissen, geriet noch einmal in großen Schwung, oft genug löst eine solche Liebe neue Arbeitslust und Kraft aus. Das Mädchen gab sich freiwillig und ohne jede vorsorgende Versicherung. Kein Recht schützte sie. Sie schenkte sich vertrauend ganz aus, selbst auf die Gefahr hin, ihre soziale Stellung zu verlieren oder gar ihr Leben zu zerstören. Und das alles sollte wie nichts sein, sobald die erste Frau die feindselige Stirn runzelt? Ihr, die Jahre und Jahre lang das Glück genossen hat, an der Seite eines Mannes zu leben, sollte Macht gegeben sein, die wenigen Glücksstunden zu verfluchen, die die Junge genoß und sie hinabzustoßen in die Finsternis der völligen Einsamkeit?!

Scheidung hier oder dort! Gibt es sonst nichts?

Es gibt etwas anderes. Etwas Linderndes und Beruhigendes. Etwas unendlich Einfaches, fern von Recht und Gesetz, halb vergessen, selten geübt: Güte.

Die Ehefrau, deren Mann eine andere Frau liebt, möge mit gönnender Güte wissen und segnen. Sie trug manches bittere Leid mit dem Manne ohne sich zu entziehen, warum sollte sie sich verschließen und abwenden, wenn er liebt? Einstmals erweckte s i e ihm Leidenschaft. Nun, tiefer an ihn gebunden, durch heißere Proben als Leidenschaft, sollte sie reif sein zur gönnenden Liebe. Denn sie, die ein Teil des Mannes ist, darf nicht widerstreben, wenn er sich zur Quelle beugt, sonst kann er nicht trinken, weil das Band ihn würgt, und das Band wird zur Fessel. Ist aber die Frau voll gönnender Güte, so erntet sie eine neue Liebe, die zwar nicht Leidenschaft, aber vielleicht mehr als Leidenschaft ist: Vertrauen und Dankbarkeit. Und ihre Güte ergreift den Mann vielleicht tiefer, als die neue Leidenschaft der anderen.

Die junge Frau aber möge die geheiligte Gemeinsamkeit der jahrelang Verbundenen achten. Der geringste Einbruch in diese Gemeinsamkeit ist eine Taktverletzung. Sie darf nicht ihr Leben auf die Schultern des Mannes bauen, den sie liebt, sondern muß es ganz und

gar selbst in die Hand nehmen. Sie ist pflichten- und rechtlos. Sie ist frei. Aus schöner Freiwilligkeit tritt sie aus ihrem Leben zuweilen hinüber in das des Mannes, um ihn zu beschenken und zu erfreuen und entschwindet wieder. Sie vor allem muß wissen, daß es auf Liebe keinen Anspruch gibt, daß Liebe keine Zukunft hat, die man vorausberechnen oder fordern kann, sondern in jedem Augenblick neu eine unbefehlbare Gnade ist.

„Das ist zu viel verlangt!" sagen die Menschen, und doch ist es das Einfachere. Mißgönnen lähmt und Gönnen belebt. Was nützt es denn, ein vermeintliches Recht durchzusetzen? Einen Menschen mit Gewalt zu binden, dessen Herz fortstrebt? Mit einem Menschen zu leben, der es uns entgelten läßt, daß wir ihn zum Krüppel gemacht haben? Oder was nützt es denn andererseits, einen Mann zu sich zu reißen und eine alte Gemeinschaft zu trennen? Er blutet aus zerschnittenen Adern und jede seiner Zärtlichkeiten besudelt.

Man kann durch Gewalt oder List Recht behalten oder erlangen; aber sinnvoll leben, kann man nur durch Vernunft und Güte. In dieser Formel liegt die Lösung aller neuzeitlichen Ehekonflikte. Nicht jeder hat die Kraft, diese Formel anzuwenden, umsomehr ist not, daß sie in das Bewußtsein des Volkes eindringt, und daß wir unsere Kinder in ihrem Sinne erziehen.

Enna Jram.

LASS SIE REDEN.

Alle Dichter wollen klagen,
Denn das ist so ihr Beruf,
Welchem sie in schwachen Tagen
Gott der Herrgott selber schuf.

Oskar Beer.

WARUM BIN ICH ALS AKADEMIKER SOZIALIST? *)

Ich bin Sozialist, obwohl und weil ich Akademiker bin. Mit diesem Satz ist sogleich die eigenartige Lage angedeutet, in der sich der Intellektuelle, der Akademiker, in der bürgerlichen Gesellschaft befindet; jene Stellung zwischen den Klassen, die er einnimmt als einer der Voll-

*) Es soll hier keine Schilderung des Wesens der sozialistischen Bewegung entworfen werden; dies wird als bekannt vorausgesetzt.

zieher der Gewalt der Besitzenden, von denen er zugleich abhängig ist.

Es soll hier nicht von den Intellektuellen gesprochen werden, die aus ethischen Gründen — Mitleid, Gerechtigkeitsgefühl, Pazifismus, Religiosität — oder aus Begeisterung für die Romantik der revolutionären Bewegung oder aber aus dem Streben nach Macht, aus Oppositionsgeist und Ressentiment oder irgendwelchen anderen derartigen Gründen mit der Sache des Proletariats, auch entgegen ihrem persönlichen materiellen Interesse, sympathisieren oder aktiv an ihr mitarbeiten. Alle diese Motive, die immer nur für einzelne, nie für ganze Gruppen maßgebend sind, sind nicht ausschließlich typisch für den Akademiker. Im allgemeinen kann auch der Akademiker nichts anderes tun als alle Menschen, nämlich die Interessen der Gruppe, der er angehört, vertreten.

Da erhebt sich nun sofort die Frage, ob man überhaupt von einer homogenen Gruppe von Akademikern sprechen kann und ob nicht die politische und weltanschauliche Einstellung des Einzelnen viel mehr durch das soziale Milieu, aus dem er stammt, bestimmt wird. Das Arbeiterkind, das während der ganzen Zeit seines Studiums mit ungeheuren materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, dessen Eltern ein Opfer bringen, wenn sie ihm erlauben, eines der wenigen zur Verteilung gelangenden Stipendien anzunehmen, da dies für lange Zeit den Verzicht auf den Beitrag des Jugendlichen zum Unterhalt der Familie bedeutet, wird, wenn es den Zusammenhang mit seiner Klasse nicht verliert, selbstverständlich Sozialist sein. Ebenso wird der Sohn des Großkapitalisten, der die Zeit, bis er die Geschäfte seines Vaters übernehmen kann, mit Universitätsstudium ausfüllt, im Hinblick auf seine spätere Stellung, für die es ganz unwesentlich ist, ob er Akademiker ist oder nicht, kapitalistisch, bürgerlich eingestellt sein.

Aber diese beiden extremen Typen machen nur einen kleinen Teil der Akademiker aus. Beim Proletarier, weil die erwähnten Schwierigkeiten meist unüberwindbar sind und auch die von Beginn an mangelhafte Vorbildung ihn am Aufstieg hindert, bei den reichen Erben schon deshalb, weil es verhältnismäßig wenig Kapitalisten gibt, deren Kinder es gar nicht nötig haben, zu studieren, um eine höhere soziale Stellung zu erkämpfen oder zu behaupten. Der Durchschnitt der Akademiker stammt aus dem mehr oder minder bemittelten Mittelstand, d. h. aus der Schicht, die gerade so weit zu den Besitzenden gehört, um nicht vom Monopol der Bildung ausgeschlossen zu sein; sie müssen aber gewissermaßen alles auf eine Karte setzen, da das Studium für sie das Mittel

ist, sich eine Lebensmöglichkeit zu verschaffen. Allerdings eine bessere Lebensmöglichkeit, als sie der manuelle Arbeiter im Durchschnitt hat, eine höhere soziale Stellung, die eine gewisse persönliche Macht bedeutet. Die Aussicht, eine solche Position zu erobern, ist es, die im Studenten, der den Kampf um den Lebensunterhalt noch nicht kennt, den Gedanken der Zugehörigkeit zum Proletariat nicht aufkommen läßt. Und da er sich andererseits, selbst meist in mittelmäßigen materiellen Verhältnissen lebend, im Hinblick auf seine später zu leistende Arbeit mit Recht nicht als Schmarotzer und Ausbeuter fremder Arbeit fühlt, ist er gerne geneigt, den Gedanken des Klassenkampfes abzulehnen, an die Harmonie des Volksganzen zu glauben.

Wie gestaltet sich aber das Schicksal dieses Akademikers, wenn er seine Studien beendet hat? Es wird dem des Proletariers unendlich ähnlich. Zunächst droht ihm, wie jedem, der nichts anderes zum Verkauf zu bieten hat als seine Arbeitskraft, mag sie auch besonders verfeinert und vorgebildet sein, das Gespenst der Arbeitslosigkeit. Die geistigen Berufe sind ebenso überfüllt wie die manuellen und die Schwierigkeit ist für den Akademiker vielleicht deshalb noch größer, da er durch die Art seiner beruflichen Ausbildung meist auf ein verhältnismäßig enges Gebiet beschränkt ist. Dabei will ich die Frage gar nicht untersuchen, ob ihn die an der Universität erworbenen Kenntnisse stets so besonders für sein Fach qualifizieren. Wenn er nun endlich eine Stelle gefunden hat — beim Staat, in einer Bank, einem Industrieunternehmen, als Arzt in einem Spital, als Lehrer an einer Schule, ist er da irgend etwas anderes als Lohnarbeiter? Dabei nähert sich der Lohn, den er erhält, da ja der Preis einer Ware durch Angebot und Nachfrage bestimmt wird, immer mehr der tiefst möglichen Grenze und ist manchmal sogar niedriger als der eines manuellen Arbeiters, während gleichzeitig die sozialpolitische Gesetzgebung, wie Kranken- und Arbeitslosenversicherung etc., gerade für diese Berufskategorien stark vernachlässigt ist. Auch die Freude und das Interesse an dem Beruf schwindet immer mehr mit zunehmender Spezialisierung und Mechanisierung. Einen sogenannten „freien" Beruf zu ergreifen, bedeutet infolge der Konkurrenz ein noch größeres Risiko, auch bietet sich nur wenigen die Möglichkeit dazu.

Aus diesem materiellen Abhängigkeitsverhältnis vom Kapitalbesitz, dieser nervenzermürbenden Unsicherheit der Existenz, folgt aber auch, und das ist vielleicht das Allerschlimmste, gerade für den, der ein wirk-

licher Intellektueller ist, die innere Abhängigkeit, das tatsächliche Aufhören der Rede-, Presse- und Lehrfreiheit, jener Menschenrechte, für die einst die akademische Jugend einen erbitterten Kampf geführt hat und die doch nur formal verwirklicht sind. Diese Gefahr aber ist dort am größten, wo der Beruf selbst seinen akademischen Charakter beibehält, bei den Menschen, deren Beruf die Wissenschaft ist. Professor heißt zu Deutsch Bekenner, aber es gibt manchen, der es nicht wagen kann, diesem Titel Ehre zu machen. Gerade diese Menschen müssen wünschen, daß in der Gesellschaft, die die Stätten der Wissenschaft unterhält und beeinflußt, die Macht des Kapitals nicht alles bestimmen kann.

Es ist also klar, daß der Akademiker, trotz der Besonderheiten seiner Lage, ebenso wie der Handarbeiter, ein Interesse an einer Aenderung der jetzigen Gesellschaftsordnung und an dem Aufbau einer Ordnung hat, die materielle Sicherstellung und Freiheit der Persönlichkeit verbürgt.

Freilich, es handelt sich nicht nur darum, den Sozialismus als wünschenswertes Endziel zu bejahen, wozu ja vielleicht mancher bereit wäre. Das ist nur der erste Schritt. Von eben so großer Bedeutung ist es, wie man sich zu der konkreten sozialistischen Bewegung, zum Klassenkampf stellt.

Aber auch hier kann der Intellektuelle, gerade weil er Intellektueller ist, den Weg zu einer positiven Einstellung zur Arbeiterbewegung leichter finden als mancher andere, gleichgültig aus welchen Motiven er zum Sozialismus gekommen ist. Er kann die Struktur unserer Gesellschaft verstehen. Er kann den bisherigen Verlauf der Geschichte studieren und sehen, daß, wenn sich zwei Klassen, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer, so gegenüberstanden wie heute, die herrschende Schicht niemals freiwillig ihre Macht aufgab, sondern immer in irgend einer Weise, sei es durch Gewalt oder in demokratischer Form, dazu gezwungen werden mußte; daß stets der Klassenkampf nötig war, um das Ideal der unterdrückten Klasse zu verwirklichen, die darum kämpfen mußte, um nicht unterzugehen. Der Akademiker kann sich die Theorien von Karl Marx und anderen großen sozialistischen Denkern zu eigen machen, die ihm ein tieferes Verständnis des politischen Tageskampfes ermöglichen. Und dieses Studium kann ihn andererseits gleich darauf verweisen, welche Funktion er innerhalb der Arbeiterbewegung ausfüllen soll. Die sozialistische Theorie auf allen Gebieten des Lebens

auszugestalten ist eine der ehrenvollsten Aufgaben des Akademikers, der im großen Kampf der Gegenwart auf der Seite steht, wo er seiner Lage nach hingehört: auf die Seite der sozialistischen Arbeiter.

Ella Reiner.

DIE STUDENTEN DER „FACULTÉ DE DROIT DE PARIS".

Den in der vorigen Nummer des „Zürcher Studenten" erschienenen Eindrücken von der Berliner Rechtsfakultät sollen hier einige Erinnerungen an ein Semester (W.-S. 1925/26) in Paris gegenübergestellt werden. Nicht als Gegensatz, sondern eher der Aehnlichkeit wegen. Das rasende Tempo der Großstadt scheint analoge Zustände bedingt zu haben.

Wie verlockend diese Analogie auch sein möchte, ist sie grundfalsch. Denn man merkt nicht viel von dem Großstadttempo in dem ehrwürdigen „Quartier latin". Wie schnell auch die Autos durch dessen größte Verkehrsader, den von Vertretern aller Länder wimmelnden „Boul-Miche" rasen, die Straßen und Gassen rings herum sind still. Still ist die ganze Umgegend der Sorbonne und des Panthéon. Still und behäbig. Großstadt? Ohne Zweifel eine „große Stadt", aber ohne den zappeligen „Lebensrhythmus des Großstadtungeheuers" Berlin. Wer in einem der unzähligen, kleinen Hotels des „Quartier" gelebt hat, weiß, daß man dort Zeit, viel Zeit hat. Wo man aber Zeit hat, ist keine Großstadt . . .

Und die Menschen, die Pariser Kommilitonen? Der Neuankömmling staunt über deren Vitalität. Semesteranfang! Schon vor dem großen, grauen Gebäude der „Faculté" merkt man, wie groß die Zahl der Jünger der Themis ist. Im Korridor rauscht es wie in einem Bienenhaus. Plötzlich schallt aus einem Hörsaal ein ohrenbetäubendes Geheul. „Nein, es sind keine Wilden", wird mir freundlich lächelnd erklärt, „c'est la première année qui fait du chahut!" Auf der Fensterbank ist noch ein Plätzchen übrig. Da sitze ich nun zwischen einem schmächtigen Jüngling, mit einer Lilie im Knopfloch, und einem gutmütigen Neger. In Begleitung des Weibels (Frack, Kette!) erscheint in seiner feierlichen Tracht der Professor. Man freute sich unmäßig über seine Ankunft — mindestens zehn Minuten lang. Auch die Vorlesung hat öfters zu Ovationen Anlaß gegeben, natürlich aber im gesteigerten Maße

deren Ende. Mein kleiner Nachbar hat mit erstaunlich kräftiger Stimme immerfort ein „vive le roi" erschallen lassen.

Nach einigen Monaten war ich im gleichen Hörsaal und habe ohne Mühe einen Platz gefunden. Noch einige Dutzend Zuhörer würden bequem sitzen können, aber sie waren nicht da. Vielmehr: sie kamen und gingen aus und ein, was durch die hintere Türe des Amphitheaters ohne viel Geräusch möglich ist . . .

An der Fakultät studieren 11,000 Studenten. Mehr als 1500 könnten kaum in deren Hörsälen untergebracht werden. Die Hörsäle sind aber in der Regel halb leer. Studiert man denn in Paris nicht? Da Tausende alljährlich verschiedene Prüfungen ablegen, wäre diese Schlußfolgerung voreilig. Aber man lernt in den Bibliotheken (nach deren Besuch man übrigens die Ordnung in der Zürcher Zentralbibliothek so wohltuend empfindet!), zu Hause, im Café nach Kompendien und hektographierten Nachschriften, die alljährlich in einer großen Auflage erscheinen. Anders ist es bloß in den sogenannten „Cours de doctorat".

Die Studenten, und zwar insbesondere die Rechtsstudenten, halten sich an das „non scholae sed vitae discimus". Leben aber ist für die Juristen in Frankreich Politik, hat doch ein jeder von ihnen den Ehrgeiz, in das Parlament gewählt zu werden. Gemäßigte politische Einstellung ist rar, man ist radikal: Royalist, vielleicht noch rechter Republikaner mit faschistischem Einschlag oder Kommunist. Die Blätter verschiedenster Richtungen werden von stimmkräftigen Studenten am Ausgang der Faculté feilgeboten. Jede Gelegenheit zu offener, und vor allem lärmender Kundgebung seiner Gesinnung wird mit Freude wahrgenommen. Man kämpft untereinander, oft mit Wut, selten erbittert, nie gehässig.

Und die Aehnlichkeit mit Berlin? Massenbetrieb, akademische Freiheit im Sinne der Ungezogenheit eines Tertianers, „zügellose Temperamente", Politik in Paris wie in Berlin. Dennoch ein großer Unterschied: das lärmende, überschäumende Wesen des Parisers (mag er aus Marseille oder der Normandie kommen, ist der Franzose in der Regel als Student ein Pariser Typ) entspringt nicht, wie die Unruhe des Berliners, einer nervösen Abgehetztheit. Der Berliner ist ein Großstadtstudent, mag der Pariser auch ein Kind der Großstadt sein, als Studententyp ist er es nicht. **Myron J. Kron.**

AUF EINLADUNG DER STUDENTENSCHAFT . . .

Dieser Satz klingt gut. Es ist zwar nur ein Satzanfang. Gleichwohl: er löst ein Gefühl vornehmer Gesinnung aus. Drei, manchmal auch viermal im Semester finden wir ihn in der Tagespresse. Ihm folgt gewöhnlich ein Name von vielfach noch besserem Klang: Buber, Berdjajew, Schaffner.

Die Studentenschaft empfängt, lädt ein. Ist das nicht großartig?

Am 11. Mai kam Jakob Schaffner (einer der hervorragendsten unter den lebenden Schweizerdichtern) und las aus eigenen Werken. Der Dichter freute sich aufrichtig, von der Studentenschaft der Universität eingeladen worden zu sein. Er sei, so sagte er zu Beginn, in seinen Werken der Jugend immer nahe geblieben und habe stets sich für die Schönheit und die Rechte der Jugend eingesetzt.

Dann setzte er seine Brille auf, eine schöne, schwarze Hornbrille, und begann zu lesen . . .

Wenn er seine Brille schon vorher aufgesetzt hätte, wahrscheinlich wären seine Worte über Jugend und Verbundensein mit der Jugend nicht gefallen!

Denn von Jugend, Studenten, war wenig zu sehen. Einige Professoren. Drei bebrillte Auditorinnen mit Ueberstunden. Ein paar Dutzend hübsch angezogene junge Damen, welche wahrscheinlich auf das Kommen ebensolcher Studenten hofften und viele, viele . . . literaturbeflissene Tanten in den besten Jahren mit Herrn Gemahl und Fräulein Tochter. Studenten? Rar wie Trauben im Frühling! Der Gast kam, die Gastgeber blieben aus. Sehr höflich!

Gründe? Gibt es überhaupt Gründe, einleuchtende, ehrliche Gründe? Wer kennt sie?

RUNDFRAGE:

Warum sind die Vorträge, welche die Studentenschaft in erster Linie für Studenten veranlaßt, von uns so schlecht besucht?

Die Redaktion unseres Organs macht sich eine Freude daraus, die Antworten in der nächsten Nummer zu veröffentlichen. Schl.

ZUM GRUSS!

Vom 9.—11. Juni versammeln sich in Zürich die Delegierten der Schweizerischen Studentenschaften zur außerordentlichen Generalversammlung. Ihr wichtiges Geschäft ist die Erledigung der durch die neu vom VSS. übernommenen Aufgaben nötig gewordene Statutenrevision. Ueber die Aufgaben des VSS. orientierte ein in der letzten Nummer erschienener Artikel des 1. Vizepräsidenten. Wir heißen unsere Kommilitonen herzlich willkommen und wünschen ihnen nicht nur erfolgreiche Arbeitstage, sondern auch Tage frohen studentischen Beisammenseins. Möge „Zürich 1928" ein kräftiger Markstein bedeuten im Aufstieg der Schweizerischen Studentenorganisation, möge die Tagung den Verband stärken und festigen zu Wohl und Nutz der einzelnen Studentenschaften, wie auch jedes einzelnen Studierenden.

Die

Unterstützungskasse

der Studentenschaft der Universität

gewährt Kommilitonen, die sich in schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen befinden, zur Beendigung ihres Studiums

finanzielle Hilfe

Sprechstunden des Präsidenten:
Montag 14—16 Uhr: Rektorats-Vorzimmer. — Telephonische Anfragen: Limmat 84.82, Egger G., Örlikon.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

Universität Zürich.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät hat zum Doktor der Volkswirtschaft promoviert: Herr Arthur Stoessel, von Horgen (Dissertation: Die Besoldungspolitik des Kantons Zürich seit 1831).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Andrea Torriani, von Soglio, Graubünden (Dissertation: Beobachtungen über intrakranielle Blutungen und ihre Folgen beim Neugeborenen); Herr Eugen Steiger, von Flawil (Dissertation: Die im Zürcher Hygiene-Institut ausgeführten bakteriologischen Diphtherie-Nachuntersuchungen in den Jahren 1915—1925); Herr Kaspar Freuler, von Ennenda, Glarus (Dissertation: Die Fälle von sofortiger Plastik bei frischen traumatischen Verletzungen der oberen Extremität); Herr Hans Keller, von Weinfelden, Thurgau (Dissertation: Beitrag zum qualitativen Blutbild bei der Tuberkulose); Herr Walter Schellenberg, von Pfäffikon, Zürich (Dissertation: Das Blutbild bei der klinischen und experimentellen Leuchtgasvergiftung).

An der medizinischen Fakultät hat zum Doktor der Zahnheilkunde promoviert: Herr Hans Brunner, von Küblis, Graubünden (Dissertation: Beitrag zur Kenntnis der Mikrokokken des menschlichen Mundspeichels).

An der veterinär-medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Hans Tgetgel, von Samaden (Dissertation: Beobachtungen über Osteomalazie [Giallera, Malmagliar] im Engadin mit besonderer Berücksichtigung der Therapie); Herr Gian Tuffli, von Klosters (Dissertation: Die Arterienversorgung von Hoden und Nebenhoden. Untersuchungen bei Hund und Katze mit Hilfe Spalteholz'scher Aufhellung an Injektionspräparaten).

An der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Herr Siegfried Frey, von Ettiswil und Luzern (Dissertation: Das öffentlich-rechtliche Schiedsgericht in Oberitalien im XII. und XIII. Jahrhundert); Herr Walter Gerster, von Zeihen, Aargau (Dissertation: Die Mundart von Montana (Wallis) und ihre Stellung innerhalb der frankoprovenzalischen Mundarten des Mittelwallis); Herr Adolf Gasser, von Guggisberg (Dissertation: Entstehung und Ausbildung der Landeshoheit im Gebiete der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte des deutschen Mittelalters); Herr Josef Clivio, von Windisch, Aargau (Dissertation: Lessing und das Problem der Tragödie).

An der philosophischen Fakultät II haben promoviert: Herr Bernhard Frey, aus Schaffhausen (Dissertation: Beitrag zur Kenntnis des Funkenpotentials in Stickstoff); Herr Marcel Schein, von Trstena, Tschechoslowakei (Dissertation: Ueber die Feinstruktur und den Zeeman-Effekt der Quecksilberresonanzlinie).

Studentenschaft.

Großer Studentenrat.

Sitzung vom 8. Mai 1928. — Nachdem der Quästor verschiedenen Wünschen bereitwilligst entgegengekommen ist, wird sein Budgetvorschlag genehmigt. In Zukunft soll jedoch auf Budgetbegehren, die nicht zum voraus schriftlich begründet eingereicht wurden, im GStR. nicht mehr eingetreten werden. — Zur Beratung der mit einem abzuhaltenden Sommernachtsfest zusammenhängenden Fragen wird eine Kommission eingesetzt.

Sitzung vom 15. Mai 1928. — Infolge Abnahme der Zahl der Studierenden an der Universität erreichen die Einnahmen nicht den budgetierten Betrag, dementsprechend müssen auch bei den Ausgaben noch einige Abstriche vorgenommen werden. — Dem Wunsche des DC. (Delegierten-Convent des Verbandes der Studierenden an der ETH.), daß das ETH.-Fest dieses Jahr noch einmal von ihm durchzuführen sei, wird zugestimmt, dagegen wird auf nächstes Jahr ein größeres Fest an der Uni vorgesehen. — Nach langer Diskussion wird beschlossen, das traditionelle So-Na-Fe wiederum auf der Au abzuhalten (siehe den diesbezüglichen Artikel).

Die vollständigen Protokolle des GStR. werden jeweils im Glaskasten der Studentenschaft (gegenüber dem Lese-

saal) angeschlagen, seine Beschlüsse unterliegen dem fakultativen Referendum.

Kleiner Studentenrat.

Seit seiner Wahl am 28. Februar trat der KStR. dreimal zusammen zur Erledigung der laufenden Geschäfte, wobei der Präsident wiederholt Gelegenheit fand, auf die von den früheren KStR., speziell von ihren Präsidenten geleistete gewaltige Arbeit hinzuweisen und auf den Dank, den wir ihnen dafür schuldig sind.

Außer den bekannten Varia standen namentlich drei Punkte jedesmal auf der Traktandenliste, nämlich:

1. die Zusammenarbeit mit den Komsionen;
2. die Sammlung für die Cité universitaire;
3. der Ausbau des Dies academicus.

Ueber Punkt 1, die Arbeit der Kommissionen, zu berichten, ist nicht meine Sache; das werden die betreffenden Sachverständigen selbst besorgen. (Wir warten auf diese Berichte. Red.) Hier sei nur erwähnt, daß der KStR. speziell die Notwendigkeit eines engeren Kontaktes betonte; ferner, daß in Anbetracht dessen, daß der Unterstützungsfonds auf Fr. 60,000.— angestiegen ist, die Umwandlung der gut funktionierenden Unterstützungskasse in eine Darlehenskasse ins Auge gefaßt werde.

Was den zweiten Punkt anbelangt, so sind darüber im „Zürcher Student" schon mehrere Artikel erschienen, die das Thema genügend klargestellt haben dürften, sodaß sich eine Einleitung erübrigt. Der KStR. hat im Einverständnis mit dem Komitee und den HH. Dozenten beschlossen, im Laufe des Sommersemesters bei allen Alt-Akademikern in Zürich eine Haussammlung durchführen zu lassen zugunsten des schweizerischen Studentenhauses in Paris, und einige der HH. Dozenten haben es in verdankenswerter Weise übernommen, unter ihren Hörern die dazu nötigen Freiwilligen zu werben.

Nicht weniger als die Cité Universitaire sei das dritte Traktandum, der Dies academicus, der gesamten Studentenschaft ans Herz gelegt: Definitionsgemäß das Fest der Studentenschaft, reduziert er sich auf einen Umzug der farbentragenden Verbindungen, die insgesamt etwa 6 % der Studentenschaft ausmachen dürften, vermehrt um den KStR. mit 10 Getreuen — worunter 1 (!) Mann aus dem GStR. — Da dieser Zustand aber auf die Dauer niemand befriedigen kann, sann auch der KStR. darüber nach, wie ihm abzuhelfen wäre. Bis jetzt wurde noch kein Beschluß gefaßt.

Hoffend, daß einst der Tag kommen möge, an dem die Studentenschaft nicht bloß als ein Konglomerat von Individuen dasteht, sondern als eine Einheit, die weiß, daß sie zusammengehört, zeichnet

der Aktuar: **Aloys v. Orelli**, med.

Zentralstelle der Studentenschaft.

Im Antiquariat der Zentralstelle erhältlich:

Burckhard, Griech. Kulturgeschichte, 4 Bände à Fr. 40.—.

Deußen, allg. Geschichte der Philosophie, 3 Bände à Fr. 18.—.

Roths röm. Geschichte, Leinen à Fr. 8.—.

Antiquarische Bücher aller Fakultäten in großer Auswahl.

Geöffnet: 9—13 Uhr täglich, sowie 14—17 Uhr Di. und Do., Zimmer 2, Universität.

Theologische Fakultät.

50—60 % Beteiligung an einer Fakultätsversammlung: das ist gewaltig übertrieben. Nein, das kommt nicht so selten vor und dazu noch unter uns Theologen, denen man sonst — nicht immer zu unrecht — den Vorwurf macht, wir hätten für derartige Dinge zu wenig Interesse. Aber das beweist nur um so mehr, daß wir in unserer Fakultät zusammenhalten.

Eine so große Beteiligung wies auch wieder die 1. Fakultätsversammlung dieses Semesters auf. An dieser Versammlung wurden besonders die akademischen Morgenpredigten besprochen, und es wurde deren Durchführung in diesem Semester beschlossen. Diese Morgenandachten sind für die Studierenden beider Hochschulen eingerichtet. Sie finden jeden Mittwoch morgens ½7—7 Uhr unweit der Universität in der Großmünsterkapelle statt. In verdankenswerter Weise stellen sich

Dozenten beider Hochschulen zur Abhaltung dieser Andachten zur Verfügung.

Samstag, den 28. April, hatten wir zusammen mit den Dozenten der Fakultät unsere Semestereröffnungsfeier, an der der Dekan, Herr Prof. Dr. Gut, und Kommilitone Kurtz zu uns sprachen. Dieser Feier schloß sich am Nachmittag ein gelungener Uetlibergbummel an. Dieser Tag wird mit seinem ernsten und seinem fröhlichen Teil uns allen in guter Erinnerung bleiben. H.

Maschinengeschriebene Kolleghefte aller Fakultäten vermittelt die Zentralstelle der Studentenschaft, Universität Zimmer Nr. 2. Geöffnet: täglich von 9 bis 13 Uhr, sowie Di. und Do. von 14 bis 17 Uhr.

Akademische Sportkommission.

Hochschulmeisterschaften 1928.

Zürich hat auch dieses Jahr die Durchführung der Hochschulmeisterschaften übernommen.

Ende des Wintersemesters 1927/28 wurde von der Vollversammlung der Akademischen Sportkommission Zürich der Beschluß gefaßt, und heute sind wir mitten in den Vorbereitungen. Es steht uns allerdings noch ein gewaltiges Stück Arbeit bevor, denn am 23./24. Juni soll Zürich zum Empfang der Wettkämpfer bereit sein. Die Ausschreibungen sind in den Hauptgebäuden der Universität und der Eidgen. Technischen Hochschule angeschlagen.

Die Schweizerischen Hochschulmeisterschaften werden dieses Jahr in viel bescheidenerem Maßstabe durchgeführt, als seinerzeit im Sommer 1926. So werden wir vor allem dieses Jahr unter uns sein, das heißt die Ausschreibungen sind nur an die schweizerischen Hochschulen ergangen.

Die Schweizerischen Hochschulmeisterschaften 1926 haben gezeigt, daß der propagandistische Wert, den die Teilnahme ausländischer Akademiker mit sich bringt, in keinem Verhältnis steht zu den Auslagen und den möglichen Mißerfolgen, die uns durch sie entstehen.

Ferner wollen wir alles Drum und Dran beiseite lassen, das unsern Rechnungsvoranschlag unnötig belasten könnte. Wir hoffen dafür diesmal ohne das übliche beschämende Defizit zu einem Erfolge zu kommen.

Eingehende Prüfung hat gezeigt, daß dies kein Ding der Unmöglichkeit ist. Es ist unser dringender Wunsch, DC. und KStR. nicht neuerdings um übertriebene Unterstützung angehen zu müssen.

Günstige und ungünstige Möglichkeiten haben wir gegeneinander abgewogen. Unsere Rechnung scheint zu klappen, wenn nicht eine einzige Rechnungsgröße uns einen Schabernack spielt, — der Besuch der Wettspiele.

Es liegt ganz in deiner Hand, lieber Kommilitone und liebe Komilitonin, den Schweizerischen Hochschulmeisterschaften 1928 zu einem sportlichen, finanziellen und akademischen Erfolg zu verhelfen! Bringst du es wohl über dich, den 23. und 24. Juni frei zu halten? Sei so gut und nimm an den Meisterschaften teil, sei es als Wettkämpfer oder als Zuschauer! Hilf selber auch mit, etwas Leben in den akademischen Sport zu bringen, und sei dir bewußt, welchen großen propagandistischen Wert eine gut besuchte Veranstaltung nach außen hat. Mit deiner bloßen Anwesenheit hilfst du weit mehr, als wenn du, wie es in der letzten Zeit Mode war, viel von einem akademischen Sportplatz sprichst, und, wenn es einmal Gelegenheit gibt, dein Interesse zu bekunden, nicht die Energie aufbringst, als passiver Teilnehmer mitzumachen.

Ist unser Programm nicht reichhaltig? Schwimmen, Fußball, Tennis, Hockey, Fechten, Schießen, Leichtathletik und Korbball! Eine kleine Olympiade! —

Ich glaube, du bist von der Notwendigkeit überzeugt, daß du nicht fehlen darfst! Bist du mit dir im Reinen, so mache es dir zur Pflicht, alle die Unentschlossenen zu gewinnen, seien es nun Studenten oder „Angehörige".

Und auch euch Kommilitoninnen erwarten wir! Heute gehört auch ihr auf den Sportplatz, Tennisplatz, in die Fechthalle und ins Strandbad! Ihr werdet eure helle Freude an einer rassigen Staffette, einem hitzigen Spiel, einer eleganten Parade und an einer spannenden Schwimmkonkurenz haben!

Auf Wiedersehen!

Für die Akademische Sportkommission:
E. Schläpfer.

KLEINE BEITRÄGE.

Erwiderung betr. Joseph Wittig.

Zu dem Aufsatz W. Mühlemanns im Märzheft d. Bl. wird die Darlegung des katholischen Standpunktes erwünscht sein. Mit Rücksicht auf redaktionelle Notwendigkeiten kürze ich die ursprünglich längere Antwort.

1. Zur grundsätzlichen Beurteilung des kirchlichen Amtes: als einer nicht nur unapostolischen, sondern von päpstlicher Machtlust abzuleitenden und durch Betrug der Herde sich behauptenden Herrschaftsinstitution (s. S. 196) — eine solche Beurteilung ist so lange verehrungswürdig, als sie guten Glaubens übernommen und über die Konfirmandenjahre hinaus als Element eines religiösen Bekenntnisses im Herzen getragen wird. Sie verliert ihre sakrale Unantastbarkeit in dem Augenblick, wo sie das stille Gehege des Herzenskämmerleins oder der vertrauten Zwiesprache mit Freunden verläßt und auf neutraler Plattform zu den Studierenden ohne Unterschied ihres Glaubens spricht. Lassen Sie mich offen sprechen, Herr cand. theol.: ich vermisse in Ihren Ausführungen etwas von jener ehrfürchtigen Scheu, die man dem religiösen Glauben anderer schuldig ist. Indes würde ich bedauern, wenn Ihre kath. Kommilitonen sich gekränkt fühlten. Es dürfte ihnen gegangen sein wie mir, ich lächelte, als Historiker — und als religiöser Mensch, soweit ich mich so nennen darf, freute ich mich Ihrer bona fides, die Gott erhalte, solange es ihm gefällt!

2. Zum Fall Wittig. Es ist kein Zweifel, daß J. W. seine Schriften aus lebendigem katholischen Glaubensbewußtsein geschrieben hat und daß wir ihm viel verdanken. Wenn dies früher galt, so gilt es auch heute noch, nach der tragischen Wende seines Schicksals. Indes (auch J. W. wird sich dessen bewußt sein), das Persönliche im Religiösen, so wertvoll es ist, schließt auch eine Beschränkung ein. Es erlebt ein jeder die Religion auf seine individuell bedingte Weise. Er bleibt dem Göttlichen gegenüber ein unzureichendes Gefäß. Auch dem begabtesten, frömmsten Theologen kann es geschehen, daß er durch eine gewisse Einseitigkeit sich da und dort einem Irrtum nähert oder in seinen Schriften die wünschenswerte pastorale Klugheit vermissen läßt — wo dann das kirchliche Amt als Hüterin der Gemeinschaft zu signalisieren und zu warnen das Recht und unter Umständen die Pflicht hat. Das ist, ganz allgemein gesprochen, für den Katholiken selbstverständlich.

Das kirchliche Amt hat auf eingelaufene Beschwerden hin gewisse Schriften Ws. verboten, die nach seinem zuständigen Urteil in ideeller oder seelsorglicher Hinsicht Bedenken erweckten. Es geschah nach katholischem Recht, und wir nehmen an, aus Liebe zu den Seelen, die man vor Irrung schützen wollte. Ich kann mir nicht denken, daß ein aufrichtig denkender Mensch, gleichgültig welcher religiöser Anschauung, diesen Standpunkt nicht verstehen oder ihn gar als unmoralisch ausgeben wollte. Somit wäre die Sache klar, dem Wesen nach, im Falle W. wie in hundert anderen vor- und nachher. Alle Redensarten erübrigen sich. Sie beziehen sich höchstens auf Nebensächliches.

Nun ist freilich im konkreten Menschenleben das „Nebensächliche" oft entscheidend. Hier liegt auch die Tragik im Falle W. Objektiv nebensächlich ist es, ob in der Form des Vorgehens gegen W. gewisse Fehler unterliefen, sei es, daß private Angriffe gegen die Liebe waren, sei es, daß die amtliche Methode noch Reste des mittelalterlichen Inquisitionsverfahrens aufweist, die dem Rechtsempfinden des heutigen Menschen nicht mehr entsprechen. Worauf es entscheidend ankommt, ist einzig dies, daß die zuständige höchste Instanz (ob nach Meinung des Betroffenen vollständig informiert oder nicht) gesprochen hat. Dem eingetretenen Spruch gegenüber schuldet der Katholik eine pietätvolle Unterwerfung im Aeußern und soweit möglich im Innern. Er sieht „Gott im Menschen", will sagen: Christus im kirchlichen Amt. Und hier, in bezug auf diese katholische Seelenhaltung, hat W. versagt — im Wesentlichen, unter dem seelischen Einfluß von objektiv Nebensächlichem. Es hat sich bei seiner Entscheidung und seinem Versagen nach

Ansicht seiner Freunde eigentlich um eine Formalität gehandelt — soweit über Seelisches Dokumente und Freunde Zeugnis geben können —: das Credo zu wiederholen. Da er sich innerlich dazu bekannte, warum konnte er es nicht, um des höheren Gutes, um der Gemeinschaft und um der Demut willen? Die es gut mit ihm meinten, bedauerten hier seine Weigerung. Indes, sie richten nicht. Sie entschuldigen ihn zum Teil (denn seine Erbitterung ist ein Milderungsgrund), und soweit sie ihn nicht entschuldigen und verstehen können, überlassen sie das Urteil Gott, dem W. wie seine Richter unterstehen.

Der Vergleich Wittigs mit Eckhart geht am Wesen vorbei. Denn gerade im Entscheidenden stehen sich beide gegenüber. Der Genius des religiösen Mittelalters ist in seinem Prozeß mehr Menschlichkeiten begegnet als Wittig. Aber er hat von vornherein seine Unterwerfung unter jeden Spruch der zuständigen Autorität erklärt und hat ohne Schwanken in dieser Gesinnung verharrt bis zum Tode. Er hat als christlicher Heros sich selbst bezwungen, sein demütiges Glaubensopfer gebracht. Und darum ist er uns doppelt verehrungswürdig.

Otto Karrer.

Buchbesprechungen.

Das Geistchristentum, Monatsschrift zur Vollendung der Reformation durch Wiederherstellung der reinen Heilandslehre. Herausgeber: Dr. phil. nat. Artur Dinter.

Das erste Heft dieser löblichen Monatsschrift, die uns zur Besprechung zuging, ist geschmückt mit dem Bilde ihres Schöpfers. Wenn ich das Bild hierher setzen könnte, dürfte ich schweigen; denn es spricht Bände. Typus: Der „forsche" preußische Offizier, etwas brutal. Also: das Christentum ist verhunzt worden, besonders vom Juden Paulus, eine Ausgeburt der Hölle, wenn nicht gar der Teufel selbst. Es ist verjudet. Darum können die hochrassigen Arier in dieser Form nichts damit anfangen. Dinter muß es für sie reinigen. Er findet: Jesus war ein Arier, wahrscheinlich gotischen Blutes. Die Stellen des Alten Testamentes, die Dinters Beifall finden, sind Ueberbleibsel der „arischen Urreligion". Im übrigen ist das Alte Testament Teufelswerk. Das Neue Testament wird von alten Irrtümern gereinigt und endlich einmal getreu übersetzt u. s. w. Ich denke, man hat genug.

Dinter hofft durch seine neue Lehre eine geistige Erhebung seines Volkes zu entfachen, durch die dann die politische Vormachtstellung errungen werden soll, wie sie den hochrassigen Deutschen zukommt. Man sieht: Der deutsche Offizier ist sehr zäh. Darf er nicht mehr Krieg führen, so macht er sogar in Religion. Wenn er nur irgend einen Weg sieht, diese dann politisch auszumünzen. Möge der deutsche Gott Dinter und Genossen beistehen. W. Mn.

Emil Ludwig: Der Menschensohn, Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1928.

Der Nachkriegs-Menschheit ist die religiöse Frage aufgebrochen. So ist ihr auch die Frage nach Jesus dem Christus aufgebrochen. Dieser Frage Antwort werden zu lassen, schreiben unsere Dichter Jesus-Bücher. Wir haben ihrer schon eine schöne Zahl geschenkt bekommen die letzten Jahre. Gute und schlechte ..

Auch Emil Ludwig hat nun ein Leben Jesu geschrieben. Vielleicht weniger als Antwort auf die Jesus-Frage unserer Zeit, als vielmehr um aus dieser Frage — nun eben Kapital zu schlagen. Der Beweis dieser Behauptung ist der Umstand, daß das Buch am gleichen Tage in acht Sprachen erschien.

Ich glaube nicht, daß ich mich täusche: Das Buch muß sehr rasch geschrieben worden sein. Und Emil Ludwig hat sich seine Arbeit leicht gemacht: Er hat die Evangelien, die ersten drei, und wo es ihm paßte, auch das vierte gelesen und sich so etwas wie eine Evangelien-Harmonie gemacht. Dann las er ein wenig Talmud. Und dann Ernst Renan. Um zu sehen, wie man's macht und um dann und wann ein schönes Wort einfach abzuschreiben (Der letzte Satz bei Ludwig ist ganz typisch Renan. Und ich glaube, man könnte noch mehr Renan-Worte finden, wenn man sich aufs Suchen verlegte).

Und dann fing Emil Ludwig an. Mit einer kulturgeschichtlichen Einleitung, einer geläufig geschriebenen Milieuschilderung. Es folgt eine freie Gestaltung der Jugend Jesu. Am Jordan er-

folgt die Berufung. Schon sind evangelische Worte in den Text verarbeitet. Die Kapitel „Botschaft", „Verdunkelung" und „Leiden" sind dann überhaupt nichts anderes mehr als Evangeliumstext. Mit verbindenden Bemerkungen psychologischer Art von Emil Ludwig, die manchmal geradezu kitschig anmuten.

Emil Ludwigs Jesus gleicht dem des Films: „König der Könige". Er ist ein Mann mit „blühend weichem Leib", mit „schönen Locken", sein Bart ist schön frisiert. Seine Stimme ist „schmelzend", sein Mund fließt über von Honigseim. Und so ist denn Jesus ein Liebling der Frauen. Zuerst war er Naturschwärmer und wird dann religiöser Schwärmer. Zuletzt, als er sieht, daß die Menschen anders sind, als er sie sich dachte, wird er verbittert. Und so weiter. Ich glaube, man hat genug, um sich entschließen zu können, das Buch nicht zu lesen.

Es ist zwar schön ausgestattet, das Buch. Und das einzige, was mich daran freute, waren die 15 Zeichnungen von Rembrandt, die wie liebliche Ruheplätze des reinen Genusses im Buch verstreut sind. Als Entschädigung für ausgestandene Pein. W. Mn.

Zentralstelle der Studentenschaft.

Universität Zimmer Nr. 2.

Wissenschaftliche Bücher, Papeteriewaren, Labormäntel, Instrumente zu günstigen Preisen.

Vermietung und Verkauf von Mikroskopen und Schreibmaschinen.

Geöffnet täglich von 9—13 Uhr, sowie Di. und Do. von 14—17 Uhr.

Theaterbons-Ausgabe: täglich von ½12—13 Uhr.

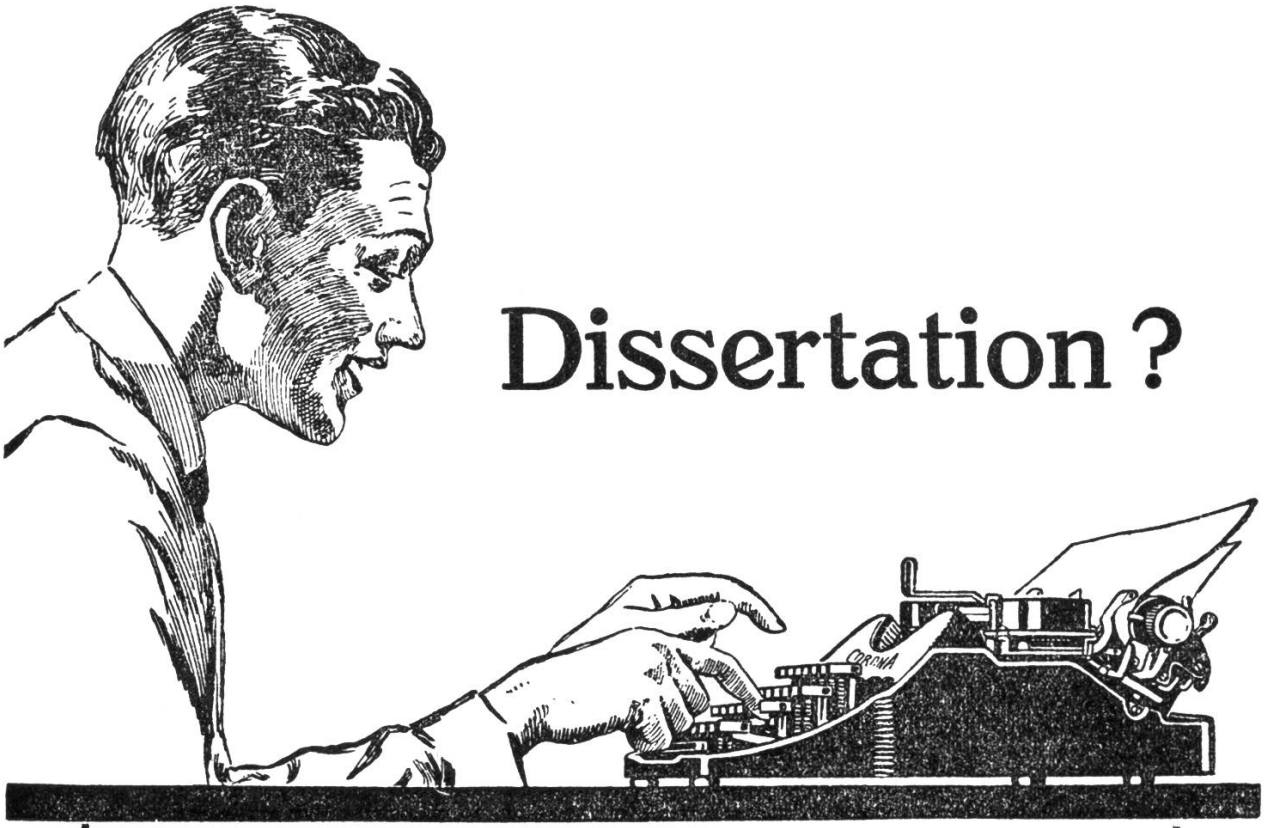
Sämtliche redaktionellen Zuschriften sind an die Universität Zürich, Zimmer 2, zu richten.

Redaktionsschluß des nächsten Heftes:
Freitag, den 15. Juni 1928.

„ZÜRICH"
Allgemeine UNFALL- u. Haftpflicht-Versicherungs-A.-G. in Zürich, Mythenquai 2

Unfall-, Haftpflicht- und Automobil-Versicherungen

Auskunft und Prospekte kostenlos



CORONA VIER

Corona Vier ist die Standard-Schreibmaschine in Portable-Form. Sie besitzt Standard-Umschaltung, Standard-Tastatur, Standard-Typenhebelbewegung, Standard-Walzenbreite, Standard-Farbband, Standard-Zeilenschalthebel und -Walzenfreilauf.

Corona Vier schreibt so leicht und leise, daß Sie auch nachts damit arbeiten können ohne jemanden zu stören.

Verlangen Sie kostenlose, unverbindliche Probebestellung.

PFEIFFER

J.F. Pfeiffer

Zürich 1 Löwenstr. 61 beim Hauptbahnhof

GELDGESCHÄFTE JEDER ART

werden gewissenhaft und unter Beobachtung
strengster Diskretion vermittelt
durch die

SCHWEIZERISCHE VOLKSBANK
ZÜRICH

HELVETIA
Schweiz. Unfall- und Haftpflicht-Versicherungsanstalt in Zürich

Einzel-, Reise-, Motorrad- u.
Automobil-Haftpflicht-
Versicherungen.
Zum Abschluß von Verträgen
empfehlen sich
Die Direktion in Zürich,
Bleicherweg 19
und ihre Vertreter.

Axelrod's Yoghurt

ist ein an Nährstoff reiches, leicht verdauliches
Milchprodukt

Vereinigte Zürcher Molkereien

PHOTO-CENTRALE
Wilhelm Meyer
ZÜRICH, Bahnhofstraße 106

Entwickeln, Kopieren
Vergrößerungen
für anspruchsvolle Amateure
Schnellphotos für Pässe,
Legitimationen etc. etc.
Spezialität:
Das Feinste in Photos
auf Postkarten

Kommilitonen

deckt euren Bedarf nur
bei unseren Inserenten!

HAUSMANN'S

Urania-Apotheke und Sanitätsgeschäft

ZÜRICH, Uraniastraße 11

empfehlen sich den Herren Studenten für

Ausführung von Rezepten und den Einkauf aller Art Sanitätsartikel und besonders den Medizin Studierenden zur Lieferung aller für Studium und spätere Praxis nötigen Apparate, Instrumente und chemisch-pharmazeutischen Präparate

Feinste engl. und französ. Parfüms, Toiletteseifen, Zahnwasser etc.

Geschenkartikel

Erfrischungsraum

der Grands Magasins

JELMOLI S. A.

Treffpunkt der Studentenschaft / Täglich Künstler-Konzerte

Privat-Reitanstalt zu St. Jakob

Zürichs erste und älteste Reitschule

Hptm. Jules Dufour

Universitäts-Reitlehrer

Zürich 4, Müllerstr. 18—24

Telephon Selnau 3362

Gründlicher Unterricht für Damen und Herren.
Gutgerittene Pferde. Tages- und Abendkurse.

Preisermäßigung für Studierende.

Bestempfohlene Pensions-Stallung.

METROPOL FRAUMÜNSTER-KELLER

DAS LOKAL DER ZÜRCHER STUDENTEN

„LASST BLUMEN SPRECHEN"

Bleicherweg 10
Ecke Schanzengraben

FRAU E. RÜHL

Telephon: Selnau 5038
Privat S. 6383

empfiehlt sich mit

FEINEN BLUMEN

für Bälle, Verlobungen, Hochzeiten und andere festliche Anlässe, Schleifenkränze

PIANOS

Verkauf — Miete
Streich- u. Blasinstrumente
Grammophone u. Zubehör
Reparatur-Werkstätten

Vorzugspreise für Studierende

Zahlungserleichterung.

HARMONIUMS

Kunstspiel-Klaviere
Violinen — Saiten
Größtes Notenlager
Musik-Leihanstalt

HUG & Co

ZÜRICH

Sonnenquai 26/28 und Helmhaus

Tanz-Institut Leonore Gamma

Seidengasse 8

Telephon Selnau 8589

PRIVAT-UNTERRICHT JEDERZEIT

ANFÄNGER- UND FORT-BILDUNGS-KURSE

STUDIERENDE GENIESSEN 20 % ERMÄSSIGUNG